

WUNDERLICH

Leseprobe aus:

Isla Morley

Der Flug des Schmetterlings



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Kapitel 1

Ein schlechtes Zeichen, hätte meine Großmutter mit einem Blick zum Himmel gemurmelt. Mehr hätte sie gar nicht zu sagen brauchen, denn Beauty hätte gleich genickt, hätte ihre Schürze abgelegt und das gestärkte *doek* von den krausen Locken gezogen, und dann wäre sie durch die Hintertür in die afrikanische Nacht mit dem bleichen Mond verschwunden. Nachts war das Veldt am Kap anders als am Tage. Es war, als ginge, vom betäubenden Duft des Fynbos belebt, sein Herz schneller, als beschleunigte sein Atem sich, als ängstigte auch die Erde sich. In der Abenddämmerung wurden die Kinder hereingerufen, lange bevor die Erde sich abkühlte und die ausgetretenen Pfade unter den unsichtbaren Schritten der Ahnen und dem bedrohlichen Tokolosch vibrierten, lange bevor der Mond über den *kopjes* im Osten aufging. Doch stand ein böser Mond am Himmel, wagte sich niemand ins Veldt hinaus – nicht einmal die Geister der Ahnen. Mit einer einzigen Ausnahme: Beauty Masinama. Sie war eine *sangoma*, eine Medizinfrau, und mittlerweile vertraute sogar ihre alte weiße Madam ihren Zauberkünsten. Beauty Masinama kam aus der Tradition der Ndebele und wusste alles über die Mondphasen. Und meine Großmutter, die in der Kluft zwischen ihrem christlichen Glauben und den mystischen Überlieferungen ihrer schottischen Vorfahren Platz für abergläubische Praktiken fand, hatte sich dieses Wissen ebenfalls angeeignet.

Beauty wäre ruhig, aber entschlossen in den Busch gestapft,

bis an den Fuß des *kopje*, über dem der bleichsüchtige Himmelskörper aufstieg. Dort fand sie ihre *muti*, ihre Medizin. Noch bevor der Mond seinen Bogen vollendet hätte, wäre sie auf dem gleichen Weg zum Farmhaus zurückgekehrt. Ihr Schweinslederbeutel mit den Zweigen, Steinen, Knochen und Federn hätte bei jedem Schritt geklackert, und zu diesem Rhythmus hätte sie gesungen, ein Gesang, so alt wie die Hügel selbst. Sie hätte ihre Beute in einer kunstvollen Anordnung auf der hinteren Veranda ausgelegt und unter dem bösen Mond das Blut der Verstorbenen beschworen. Und danach, am frühen Morgen, wäre sie mit dem Teetablett und ihrem beruhigenden, zahnlosen Lächeln in Madams Zimmer gegangen: Alles würde gut werden. Vielleicht.



In Afrika gibt es gute und böse Monde. Ein guter Mond kann Glück und üppige Gaben verheißen: die lange erwartete Geburt eines Häuptlings, eine Hochzeit, einen Besuch von Verwandten, Regen. Mondfinsternisse aber, gelbe Monde und umgekehrte Sichelmonde sind böse, sie sagen Hungersnöte, Missernten, Kriege und Krankheiten voraus. Und ein Mond mit einem spinnwebfeinen Hof – die *sangomas* bezeichnen ihn als Schlinge – bedeuten nur eines: Tod. In Afrika unternimmt man große Anstrengungen, um das Schicksal, das ein böser Mond verkündet, abzuwenden. Hier in Honolulu jedoch, auf der anderen Seite des Erdballs, wird abends alles vom Neonlicht ausgeleuchtet, und kaum jemand macht sich die Mühe, nach oben zu schauen.

Es ist ein kühler Abend. Über den Berg hinter unserem Haus ziehen schwere Wolken hinweg. Solly hat es eilig, wie-

der ins Haus zu kommen, daher verzichtet er auf seine übliche gemächliche Pinkelrunde und begnügt sich damit, an Mrs. Chungs Briefkasten rasch das Bein zu heben. Gut gemacht! Noch einmal sehe ich hinauf zum Mond und dem Ring, der ihn umgibt, dann ist er hinter den Wolken verschwunden. Eine schlimme Vorahnung durchzuckt mich, und ich sehne mich nach Beautys Zaubersprüchen.



Ich erwache mit einem steifen Nacken, und mein Hals fühlt sich an, als wäre Trockeneis darin stecken geblieben. Wenn ich einatme, kommt es mir vor, als stünde meine Kehle in Flammen, und fast bin ich darauf gefasst, dass mir Dampf aus der Nase quillt. Mein linkes Trommelfell pocht, und für Momente kann ich das Blut in meinem Kopf strömen hören. Da kommt Cleo ins Schlafzimmer marschiert und steht an meiner Seite des Bettes stramm. «Mommy», befiehlt sie, «das hier anzieh!» «Das hier» ist, wie sich herausstellt, ihr lila Badeanzug, ein Kleidungsstück, das für einen nach hawaiianischen Maßstäben kühlen Frühlingsmorgen eindeutig nicht geeignet ist.

«Schätzchen», krächze ich und blinzele durch meine verquollenen, vom Schlaf verklebten Lider, «findest du nicht, dass es dafür noch zu kalt ist?»

«Anzieh!!», kommandiert mein Töchterchen.

«Warte, lass mich erst aufstehen», seufze ich resigniert, wohl wissend, dass ich nicht genügend Ausdauer habe, um diesen Kampf zu gewinnen.

«Anzieh, anzieh, anziehnanziehnanzieh!»

«Bitte, Cleo!» Ich fahre herum und sehe ärgerlich auf sie

hinunter, inzwischen hellwach. «Fang bloß nicht an zu quengeln.»

«Kannst du mir das bitte anziehen?» Sie bleibt hartnäckig, und ich überlege, ob Dreijährige, wie die Ehemänner nörgeleiger alter Frauen, nur das hören, was sie hören wollen.

Ich zittere auf meinen bloßen Füßen, während ich ihr den Badeanzug so hinhalte, dass sie erst mit einem Fuß durch das eine, dann mit dem anderen Fuß durch das zweite Loch steigen kann. Dabei versuche ich, nicht wahrzunehmen, dass mein Kopf sich so schwer anfühlt wie eine Wassermelone. Bevor ich Cleo die Träger des Badeanzugs über die Schultern schieben kann, dreht sie sich abrupt weg. «Kann ich allein!», sagt sie mit Nachdruck.

«Schön.» Ich greife nach meinem Morgenrock. Ein Fuß ertastet den Hausschuh. «Herrgott nochmal, Solly», fauche ich, denn statt Kaninchenflausch spüre ich nur einen feuchten Klumpen am Zeh, das Opfer eines Hundes, der im Haus Beute gemacht hat.

«Mommy!», weist Cleo mich zurecht. «Du sollst den Namen des Herrn nicht missbrauchen.»

«Sag es deinem Vater nicht», knurre ich.

Als ich nach unten komme, liegt Greg noch schlafend auf dem Sofa. Obwohl mich niemand sieht, verdrehe ich die Augen. Heute ist Donnerstag, mein letzter Urlaubstag, und ich freue mich nicht gerade darauf, in die Redaktion zurückzukehren. Ich spüre den Ärger wie Galle in mir aufsteigen: Nur für einen einzigen Morgen würde ich mir wünschen, dass Greg sich mal aus dem Bett hochrappelt und nach Cleos endlosen Anweisungen springt. Absichtlich knalle ich die Tür der Mikrowelle zu, sodass er aufwacht. Greg schreckt hoch. «Was ist denn?»

Cleo kommt auf meinen hochhackigen silbernen Sandaletten die Treppe heruntergeklappert. Als diese Schuhe letztes Mal das Tageslicht erblickten, vermutlich im vorigen Jahrhundert, waren sie noch in Mode. Bei dem lauten Klacken auf dem Parkettboden reibt Greg sich die Stirn. «Cleo!», ruft er.

«Guten Morgen, Daddy», gurrte sie.

«Cleo, meinst du nicht, dass du Mommys Schuhe jetzt wieder ausziehen kannst?»

«Wieso? Wachen sonst die Nachbarn auf?», fragt unsere Tochter.

«Ja, könnte sein», antwortet Greg. «Mich haben sie auch schon aufgeweckt, und sie wecken ganz bestimmt die Katze.»

Cleo grinst sadistisch, als sie Pilgrim entdeckt, der zusammengerollt auf dem Schaukelstuhl liegt, als hielte er Winterschlaf. Sie stöckelt zu ihm hinüber, jetzt erst recht entschlossen, die Sandaletten anzubehalten, und befiehlt: «Pilgrim! Wach auf!» Dann brüllt sie ihn an, aber bevor sie ihn schnappen kann, macht der arme Kater einen Satz an ihr vorbei. Ich stelle ihr einen Becher warme Milch auf den Tisch und mache mir selbst eine Tasse Tee und eine Scheibe Toast.

«Hast du heute Nacht das Donnern gehört?», fragt Greg.

Ich schüttle den Kopf. «Aber ich habe den bösen Mond gesehen, bevor wir ins Bett gegangen sind.»

«So um eins ging es los», spricht er weiter, ohne auf meine Bemerkung einzugehen. Greg mag es nicht, wenn ich mich an Afrika erinnere. Er reagiert dann, als wäre er ein Missionar, der mit ansehen muss, wie seine eben bekehrten Schützlinge wieder zu Eingeborenen werden. «Ich konnte nicht wieder einschlafen, deswegen bin ich eine Weile aufgeblieben. Be-

stimmt hat es unten im Tal Überschwemmungen gegeben», sagt er, während er an mir vorbei zum Kühlschrank geht. «Hast du die Daumen gedrückt?» Damit spielt er auf unser neues Garagendach und die erste Belastungsprobe an, die es aushalten musste.

Ich nicke.

«Was ist denn los?»

Ich deute auf meinen Hals.

«Ach, jetzt hat's dich also auch erwischt», meint er. Ich habe mich angesteckt, nachdem ich in den vergangenen beiden Wochen Greg und Cleo mit ihrer Erkältung gepflegt habe. «Das tut mir leid», sagt Greg und macht sich eine Schale Müsli zurecht. Ich schaue ihm zu, wie er das Schüsselchen abstellt und sich den letzten Orangensaft in einen Kaffeebecher gießt.

«Was ist?» Er blickt auf und sieht, dass ich ihn anstarre. «Wolltest du auch noch welchen?»

Bevor ich nicken kann, ist Cleo wieder da, diesmal mit einem Schlafanzug, den sie anscheinend in der Waschküche aus einem Haufen Schmutzwäsche gezogen hat.

«Mommy, den hier anziehen», sagt sie und zerrt schon an den Trägern ihres Badeanzugs.

«Nein», sage ich, «der ist dreckig; ich habe ihn gestern nicht mitgewaschen.»

«Aber er ist doch sauber», widerspricht sie und streckt ihn mir hin.

«Cleo, er ist schmutzig, und außerdem ist das ein Schlafanzug. Der ist nicht für tagsüber.»

«Anziehn!», fordert sie beharrlich.

«Sieh mal.» Ich zeige vorn auf das Oberteil. «Das hier sind eklige, dreckige Flecken. Und riech mal. Die stinken sogar.»

«Ich rieche nichts», erklärt sie unbeirrt. «Ich finde ihn schön.»

«Nein.» Ich frage mich, wie es bloß sein kann, dass ich mit einem kleinen Kind über solche Dinge diskutiere. In dem Augenblick, in dem Cleo den Kopf in den Nacken schleudert und sich so verkrampft, als hätte sie gerade einen heftigen elektrischen Schlag bekommen, denke ich: Was mache ich bloß verkehrt? Sind wir zu nachsichtig mit ihr? Wird sie so eine typische altkluge Pastorentochter? Wie soll ich ihr beibringen, dass sie sich an das vierte Gebot hält, wenn ich selbst so ungeduldig bin? Ich hasse mich, denn sofort höre ich die Stimmen der ehrenamtlichen Gemeindegewerkschafterinnen. Ich sehe die Frauen vor mir, die mit herabgezogenen Mundwinkeln sagen: Und das bei einer Pfarrerstochter! Das liegt daran, dass die Mutter in Afrika erzogen wurde, von den Eingeborenen, wissen Sie.

«Ich will aber!», schreit Cleo, und schon kullern ihr große Tränen aus den Augen und landen auf ihrem Kinn. Du meine Güte, was für ein leidenschaftliches Kind.

Ich hole tief Luft. Greg steuert zu diesem Schlagabtausch bloß sein übliches halbherziges, entnervtes «Cleo!» bei, auf das sie nur selten reagiert.

«Hör zu», sage ich, weil ich einen Kompromiss finden will, «du darfst heute einen Schlafanzug anziehen, wenn du möchtest. Bloß nicht diesen hier.» Und da ich die Reizwörter sehr wohl kenne, ziehe ich die Nase kraus und füge hinzu: «Der stinkt so, da muss man ja kotzen!»

Es klappt. Cleo lächelt verschwörerisch. «Kotzen. Iiii! Der stinkt so, da muss ich ja kacken!» Und dann lacht sie boshaft, weil sie hofft, ich lasse es ihr diesmal durchgehen, dass sie ihr Lieblingswort außerhalb des erlaubten Umfelds sagt,

nämlich der Toilette. Während mein Tee kalt wird, gehen wir nach oben und machen uns an die mühselige Aufgabe, genau den richtigen Schlafanzug für den heutigen Tag auszusuchen. Cleo entscheidet sich für einen, der ihr zu klein ist, ausgerechnet für den, den ich in ihrem Schrank vergessen und noch nicht in die Kleidersammlung gegeben habe. Aber ich kann nicht schon wieder protestieren. Also zwingt sie sich in das Oberteil, dessen Ärmel ihr nur bis zu den Ellbogen reichen, und in die Hose, die zu einer Kniehose geworden ist. Dann zieht sie sich meine alte Strumpfhose als Perücke über die wuscheligen Locken. Die rosa Handtasche, unter den Arm geklemmt, vervollständigt das Outfit.

«Ich bin fertig, Mommy», sagt sie. «Wo gehen wir heute hin?»

«Vielleicht zu Tisch, damit wir frühstücken können?», schlage ich vor.

«Ich hab schon gefrühstückt», stellt sie fest.

«Was hast du denn gegessen?»

Sie murmelt etwas Unhörbares, ein sicheres Zeichen dafür, dass ich nicht einverstanden sein werde.

«Wie bitte?», frage ich nach.

«Pfefferminz», flüstert sie mit einem Blick auf das leere Tic-Tac-Schächtelchen auf ihrem Nachttisch.

«Du hast sie alle aufgeessen?» Cleo nickt. «Cleo, das ist doch kein Frühstück. Du musst was Richtiges essen», ermahne ich sie.

«Nein, muss ich nicht!», gibt sie zur Antwort, während sie aus dem Zimmer tänzelt und sich dabei lässig ein Strumpfhosenbein über die Schulter wirft.

«Dieses Kind treibt mich noch in den Wahnsinn, Greg», verkünde ich, während ich meine jammernde Tochter auf

ihrem Platz am Frühstückstisch festhalte. Augenblicklich wird sie still, und ich spüre, wie sie ihre großen dunklen Seehundbabyaugen auf mich richtet. Ich sehe die alten Klatschweiber vor mir, die drohend den Finger heben und skandieren: «So spricht keine gute Mutter.» Aber diesmal ignoriere ich sie und rede weiter: «Wenn sie mir noch einmal widerspricht ...» Doch ich kann meinen Satz nicht beenden. Was dann? Dann verhaue ich sie? So wie deine Mutter es schon von uns verlangt hat, als Cleo erst zehn Monate alt war? Dann werfe ich dir die Berge von Spielzeug, die ich noch aufräumen muss, an den Kopf, damit du aus deiner isolierten Welt der Bibellesungen und Predigtnotizen rauskommst? Aber ich kann diese «Dann»-Sätze nicht sagen, weil ich jeden Morgen meinem Spiegelbild ins Gesicht sehen muss. Daher werden sie zu «Wenn»-Sätzen, wie sonst auch: Wenn Cleo erst ein wenig älter ist, wird sie bestimmt kooperativer. Wenn Greg mehr Zeit hat, kann er ein bisschen mehr helfen. Wenn es mir wieder bessergeht, habe ich mehr Geduld.

«Überlass das ruhig mir», bietet Greg an. Er legt die Zeitung weg, nimmt seine Lesebrille ab und betrachtet mit prüfendem Blick unsere Tochter, die aber nur zu mir schaut. Sie ist ganz kurz davor, in Tränen auszubrechen, denn sie mag es gar nicht, wenn ihre Mommy böse ist – was seit ein paar Monaten leider allzu häufig vorkommt. Ich weiß, dass Cleo Angst hat, und einen köstlichen, sadistischen Moment lang freue ich mich, weil ich die Oberhand habe.

«Cleo, hör auf deine Mommy, okay?» Greg äußert diese Anweisung mit der Milde eines wohlwollenden Gurus und der entsprechenden Distanziertheit. Cleo blinzelt, und als ich ihren Blick erwidere, schaut sie auf ihre Hände im Schoß. «Du musst nett zu deiner Mommy sein, meine Süße, klar? Ihr

geht es heute nicht gut.» Cleo nickt und Greg sagt: «Schön.» Dann sieht er mich triumphierend an: «Ich muss bald los. Was hast du für mich zu tun?» Er fragt das mit geduldiger Stimme und will mich beruhigen, aber er erreicht damit genau das Gegenteil: Mir platzt endgültig der Kragen.

«Ich weiß nicht, warum ich immer erst mit einem Donnerwetter drohen muss, bevor mir jemand zuhört», zetere ich. Greg hat inzwischen gelernt, meine Gedankensprünge einigermaßen nachzuvollziehen. Dass die Frechheit einer Dreijährigen plötzlich mit der Ignoranz der gesamten Menschheit zu tun hat, finde ich keineswegs albern, und falls Greg das anders sehen sollte, weiß er es gut zu verbergen. Ich kann jedenfalls nicht einfach sagen: «Was hältst du davon, wenn du für Cleo Frühstück machst und ich inzwischen in die Badewanne gehe?» Damit käme mein Mann problemlos klar, das weiß ich, aber es will mir nicht über die Lippen. Greg sieht zerknirscht aus, weil ihm klar ist, dass er nichts Hilfreiches sagen kann. Verstohlen schaut er auf seine Uhr.

«Seit wann bin ich eigentlich euer Mädchen für alles?», schimpfe ich weiter, indem ich das schmutzige Geschirr neu staple. «Warum bringe ich eigentlich meine gesamte Zeit damit zu, hinter allen herzuräumen? Wie kommt es, dass mir niemand zuhört, wenn ich dich und Cleo ganz freundlich darum bitte, euren Krempel wegzuräumen? Mein Geduldsschaden wird bald reißen! Aber niemand hört mir zu, niemand antwortet mir. Wenn ich nicht ab und zu in den Spiegel gucken würde, könnte ich fast glauben, dass ich gar nicht existiere!» Meine Kehle ist von meinem Gezeter ganz ausgehöhrt.

«Es tut mir leid, Abbe», entschuldigt sich Greg. «Ich besere mich, das verspreche ich dir. Was diese Erkältung an-

geht, bin ich jetzt ja über das Größte weg. Ich kann jetzt wieder mehr mithelfen.» Als wären damit die vielen unausgesprochenen Fragen zwischen uns beantwortet.

Er steht auf und zieht mich an sich. «Na komm, Kopf hoch. Wenn ich aus dem Büro zurückkomme, helfe ich dir beim Putzen und mache eine Wäsche, das verspreche ich dir.»

Aber so schnell lasse ich ihn nicht vom Haken. «Ich hab gedacht, du wolltest dir heute freinehmen», sage ich in sein Hemd, das nach seinem Eau de Toilette von gestern riecht. Er drückt mich fester an sich.

«Du hast recht. Dann lass mich eben ein paar Anrufe machen.»

Wir spüren, wie eine Klammer sich um unsere Beine legt. Cleo will auch umarmt werden, und alles ist vergeben.

«Jesus hat gesagt: <Liebt einander>», zitiert sie. Ich streichle ihr den Kopf: «Das stimmt, Schätzchen, und wir lieben uns, indem wir nett zueinander sind.»

«Und freundlich», vervollständigt sie die kleine Litanei.

«Und freundlich», stimme ich ihr zu. Von den Klatschweibern ist nichts mehr zu sehen.

Während ich die Spülmaschine einräume, zeichnet Cleo mit dem Müsli, das ich ihr aufgetan habe, Muster auf ihr Platzdeckchen. «Hast du Pläne für heute?», fragt Greg.

«Ich habe Mrs. Scribner versprochen, dass ich sie so um elf zum Friseur bringe.»

«Niemand verlangt das von dir, das weißt du. Davon steht nichts im Handbuch für Pfarrersfrauen geschrieben, oder?»

«Darum geht es doch nicht.»

«Ich weiß, ich weiß. Du sammelst Mitglieder für Abbe Deightons Klub der einsamen Herzen.»

«Mach dich ruhig über mich lustig. Ich möchte mal sehen,

wie witzig du es fändest, wenn du den ganzen Tag allein wärest, ohne jemanden, der sich deine schlaunen Ideen anhört und über deine blöden Witze lacht. Oder wie dir zumute wäre, wenn der Vertreter vom Kabelfernsehen, der dir irgendwas aufschwätzen will, deine einzige Gesellschaft wäre.»

«Aha, und was willst du mir jetzt hier gerade aufschwätzen?», scherzt Greg.

«Das ist mein Ernst. Mrs. Scribner ist nicht bloß einsam, sondern sie wird wie eine Außenseiterin behandelt, und das finde ich nicht in Ordnung.»

«Abbe, niemand lässt sie rein, weil sie verrückt ist und weil sie schlecht riecht.»

«Das ist nicht lustig, Greg. Sie tut ihr Bestes, um irgendwie durchzuhalten. Da können wir sie doch wenigstens ein bisschen ermutigen, nicht schlappzumachen.»

«Mit <wir> meinst du in diesem Fall mich, oder?» Plötzlich klingt sein Tonfall abwehrend.

«Nein, das meine ich nicht», protestiere ich, obwohl ich der Ansicht bin, dass es Greg ganz gut tun könnte, wenn er weniger Zeit im Büro und mehr Zeit sozusagen im Außendienst verbringen würde.

«Okay, dann soll ich sie wohl nicht anrufen und ihr nicht ausrichten, dass du krank bist?», fragt er. Ich schüttele den Kopf.

«Also gut. <Die Zeit ist reif, das Walross sprach.>» Er steht auf und geht zur Haustür.

«Welches Walross, Mommy?», fragt Cleo, die das Lewis-Carroll-Zitat nicht verstanden hat.

«Dad meint, er will nachgucken, ob das neue Dach auf der Garage dicht geblieben ist.»

Das Dach unserer Doppelgarage und Werkstatt fungierte

bis vor zwei Tagen abwechselnd als Zisterne und als Sieb, aber nur selten hielt es den Unterstand für unser Auto trocken. Es war schon so oft repariert worden, dass es in der Mitte durchhing und die Vögel in der Pfütze obendrauf badeten, während wir unten Eimer aufgestellt hatten. Mit den Eimern hatten wir uns so lange beholfen, bis Greg sich überwinden konnte, seine Mutter um einen kleinen Kredit zu bitten, damit wir uns ein neues Garagendach leisten konnten. Greg bestand darauf, dieses Geld als Kredit zu betrachten, aber ich bin diejenige, die jeden Monat die Rechnungen überweist, und ich weiß sehr wohl, dass wir so etwas wie «Ersparnisse» nicht haben und somit unsere Schulden oder die Selbstgerechtigkeit meiner Schwiegermutter nicht so bald werden verringern können. Wir werden die zweitausend Dollar Materialkosten für das Dach nicht zurückzahlen, so wie wir auch die Flugtickets zum Familientreffen letztes Weihnachten oder den Zuschuss zur Anzahlung für unser Haus nicht zurückzahlen werden. Jedenfalls so lange nicht, bis die Kirche sich entschließt, ihren Pastoren ein Gehalt zu zahlen, das etwa mit dem Einkommen eines Gebrauchtwagenhändlers vergleichbar wäre. Vielleicht sollte Greg das einmal in Erwägung ziehen: Jesus in Zahlung zu geben und gebrauchte Jaguars an alternde Freundinnen des Sinfonieorchesters zu verkaufen. Bestimmt hätten wir dann mehr Geld als jetzt.

Ich male mir gerade aus, wie Greg die Seniorinnen zu Testfahrten mitnimmt, da kommt er ins Haus zurückgeschlurft und knallt die Tür hinter sich zu. Er lässt sich aufs Sofa fallen. «Wir hätten professionelle Dachdecker nehmen sollen!», ruft er.

«Es hat also nicht dicht gehalten?», frage ich. Jakes und einer seiner Freunde, der kürzlich auf Bewährung aus dem Ge-

fängnis entlassen wurde, haben zwei Tage damit zugebracht, das Dach der Garage neu zu decken. «Ein Klacks», hatten die beiden gesagt.

Greg schüttelt den Kopf. «Es ist noch schlimmer als vorher.»

Normalerweise vertrete ich die Ansicht, dass ein Glas halb voll und nicht halb leer ist, daher habe ich immer noch eine gewisse Hoffnung: Die Lage ist nur selten so schlimm, wie er sie einschätzt. Wie böse kann ein böser Mond denn sein?, frage ich mich, während ich nach draußen eile, um mir die Garage anzusehen.

Der Geruch nach Feuchtigkeit und Schimmel steigt mir in die Nase, als ich die Tür öffne, und dann fällt mir auf, dass überall kleine Pfützen stehen: zwischen Gregs Werkzeugen, neben dem Vorratsschrank, ums Auto herum. Wo vorher an der Garagendecke Wasserflecken zu sehen waren, klebt jetzt eine breiige Masse, die auf die Windschutzscheibe unseres Wagens und auf die Werkbank heruntertropft. Durch den Garagentorantrieb plätschert Wasser. Im Katzenklo schwimmt Kot. Zweitausend Dollar weggespült. Zweimal tausend Dollar. Ich schaue nach oben, wo früher die Decke war, und sehe bis in ihre bloßgelegten Weichteile hinein, aus denen es weiterhin tropft, obwohl der Regen schon vor Stunden aufgehört hat.

Ich verlasse die Garage, die bald nur noch ein Rosthaufen sein wird. An der Südwand lehnt immer noch die Leiter. Doch bevor ich hinaufsteige, entdecke ich vorne am Weg, neben unserem Briefkasten, einen kleinen gelben Karton. Was ist denn das? Als ich näher komme, erkenne ich, dass da eine Schachtel mit Frühstücksbeuteln liegt und daneben ein Beutelchen aus dieser Schachtel. Es ist mit irgendwas gefüllt

und verschlossen. Ich bücke mich, um den Beutel aufzuheben, und plötzlich erkenne ich, was da drin ist: Hundekot.

Ich sehe mich um. An diesem regnerischen Morgen ist keiner von den Nachbarn draußen. Nicht dass sie sonst draußen wären, aber einen Augenblick lang denke ich, jemand hat das Päckchen vielleicht verloren, während er mit seinem Hund unterwegs war. Doch dann fällt mir ein, dass man ja nicht eine ganze Schachtel Frühstücksbeutel mitnimmt, wenn man mit dem Hund rausgeht. Und eigentlich geht in unserer Nachbarschaft, einer kleinen Sackgasse mit sechs Häusern, auch niemand mit einem Hund Gassi. Jedenfalls nicht, seit Mrs. Chung am Anfang der Privatstraße «Durchgang verboten»-Schilder, groß wie Plakatwände, aufgestellt hat. Das war an dem Tag, nachdem ich dem Obdachlosen, der auf der Bank an der Bushaltestelle schläft, etwas zu essen gegeben hatte. Es kann also nur eine Person gewesen sein: Mrs. Chung!

Wutschnaubend renne ich ins Haus zurück. «Weißt du, was das hier ist?», fauche ich und halte den Stein des Anstoßes hoch. Greg hebt den Kopf von der Sofalehne, doch bevor er antworten kann, rufe ich: «Hundescheiße, Greg. Das ist Hundescheiße!»

«Mommy, du hast ein böses Wort gesagt.» Cleo ist scharf darauf, mein Päckchen zu inspizieren, während Greg mich verständnislos anschaut. Ich marschiere zum Telefon und blättere in meinem Adressbuch, wo ich die Namen und Telefonnummern der Mitglieder unserer Hauseigentümergeinschaft aufgelistet habe. Während ich die Nummer wähle, spüre ich, wie das Brennen aus meiner Kehle in meine Lungen hinunterwandert. Ich stelle mich auf ein energisches Gespräch mit der Präsidentin der Eigentümergemeinschaft ein.